

(Nachdruck verboten.)

21]

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Die mächtige Sonne stand senkrecht über den Matrosen und drückte sie schier zu Boden mit ihren sengenden Strahlen; es war nirgend eine Zuflucht, selbst die eignen Schatten fielen unter ihre Fülße.

„Laßt die Segel los, Jungen, damit wir vorwärts fliegen. Wollt, ich könnt' selbst in das Tafelwerk 'nauf und von den Rahen wie eine Mäwe ausschauen; bin aber nur ein alter Papagei, mit der Kette an den Stod gebunden.“

Sie verließen ihn, und er blickte auf die weite Wasserfläche und den Dunst, der wie ein Schleier darüber hin flatterte. Die zitternde Luft machte den Umkreis mit jeder Minute enger, die Welt schien aber gleichwohl grausam groß. Er sah über die sichtbaren Dinge hinweg, er horchte auf andre Töne tiefer als den Anschlag der Bogen, er träumte und träumte. Erscheinungen schwebten über ihm in den Glutwolken. Die Heimat! Ihre Stimmen flüsterten ihm ins Ohr, ihr Bild schwebte ihm deutlich vor Augen. Aber die heißen Luftströmungen kamen heran und umwirbelten ihn; die Luft, das Meer, der Himmel, die ganze Welt bis zum äußersten Ende schien in Feuer zu stehen; er verdrehte die Augen, er ersticke fast und wurde ohnmächtig.

„Tragt den armen Burschen wieder hinunter. Er hält mit ganzem Herzen an dem Glauben fest, die Heimat wiederzusehen. Er wird sie nicht wiedersehen.“

XIX.

Räthe fing an zu fühlen, daß sich Philipp von ihr löste. Er liebte sie, das war gewiß, aber die Verhältnisse trennten sie von einander. Ihr großer Feind war Philipps rascher und stets wachsender Erfolg. Sie wünschte, sich darüber freuen zu können, gern wäre sie froh und glücklich, ja stolz darauf gewesen. Aber es war ihr unmöglich, wie sehr sie auch mit sich rang. Jeden Beweis von Philipps Vorwärtkommen im Leben empfand sie auf das schmerzlichste — das war eine unedle, ja eine niedrige Regung, doch es ließ sich einmal nicht ändern.

Die Welt, die Philipp empor hob, trug ihn zugleich von ihr fort. Sie würde so tief unten zurückbleiben, daß es anmaßend wäre, die Augen zu ihm zu erheben. Sie sah Philipp im Geiste in ganz andren Verhältnissen als den ihren, in Gesellschaft schöner, vornehmer Damen, die hochgebildet — und fähig waren, von so vielen Dingen zu sprechen, die ihr Wissen weit überstiegen. Dann blickte sie auf sich selbst und schämte sich ihrer Hände, die von der häuerischen Arbeit rauh geworden waren, sie sah ihren Vater an und schämte sich der groben Kleider, die er in der Mühle trug, ja sie schämte sich ihres Heims und errötete tief bei dem Gedanken an die Schenkstube.

Es war kleinlich und erbärmlich, sie wußte das wohl, und ihr schauderte, wenn sie dachte, daß sie ein viel engerherzigeres Mädchen war, als sie jemals geglaubt hatte. Wäre sie nur im stande gewesen, etwas zu thun, um den Unterschied aufzuheben, den Philipps Erfolge nach sich zogen, hätte sie sich etwas zu ihm emporheben können, so würde sie gern zurückbleiben, würde ihn voran gehen lassen und zusehen, wie er ihr und allen andern voraus eilte — so lange sie ihn nur noch sehen und erreichen konnte. Aber, in dem Netzwerk der Sitte verstrickt, konnte sie sich nur dagegen aufbäumen und empören, oder sich blutig reißen an dem Dornestrüpp dieser Gezehe.

Die Ernte hatte begonnen, die Hälfte des Getreides von Glenmoor war eingebracht, ein Drittel stand in Garben, und dann kam ein Regentag, der alle Arbeit auf den Feldern hinderte. An diesem nassen Tage saß Cäsar in der Bestube der Mühle inmitten der Bänke und Betspulte. Man hörte die Mühlensteine unten knirschen, draußen rauschte das Wasserrad, und oben knisterte es in dem noch ungedroschenen Korn. Cäsar flocht Strohseile für den Scheunenhof mit Räthe, die die Drehmaschine handhabte und vor ihm rückwärts ging. Viele Nachbarn, die hier Schutz vor dem Regen gesucht hatten, sahen ihnen bei der Arbeit zu.

„Dachte, Sie hier zu finden, um Ihnen was mitzuteilen,“ sagte Kelly, der Postbote.

„Was giebl's denn neues, Mr. Kelly?“ fragte Cäsar.

„Der alte Deemster liegt im Sterben,“ erwiderte Kelly.

„Was Ihr da sagt?“ erklang es von allen Seiten.

„Ja, schon heute früh, zehn Minuten vor acht, so gut wie im Sterben,“ fuhr jener fort.

„Das Trinken ist dem Manne zu viel worden,“ bemerkte John, der Küster.

„Der Wein ist eine Schlange, und starkes Trinken bringt Hohn und Spott,“ sagte Cäsar.

„Wer wird der neue Deemster werden, Mr. Niplightly?“ fragte Zonaique.

„Sm!“ näselte der Konstabler und band sich den Helm auf. „Das ist eine ernste Sache, Mr. Kelly. Wir wollen uns Zeit nehmen, wir wollen uns Zeit nehmen.“

„Bah! Es kann nur ein einziger Mann in Frage kommen,“ sagte Cäsar.

„Vielleicht ja, vielleicht nein,“ meinte der Konstabler.

„Wollten Sie auf den jungen Ballawhaine anspielen, Mr. Cregeen?“ fragte der Briefträger.

„Narrenspoffen!“ murkte Cäsar.

„Nun, der Vater des Mannes ist, wie man mir sagt regelmäßig beim Gouverneur,“ bemerkte Kelly, „und da heißt's Roß vorn und Roß hinten.“

„Jeder Hund lobt seinen eignen Schwanz,“ warf Cäsar ein.

„Ich leugne es nicht, der Mann ist nicht befähigt dazu. Er hat sich dem Teufel verkauft, das ist Thatsache . . .“

„Nein, das hat er nicht,“ sagte Cäsar, „seinesgleichen bekommt der Teufel umsonst.“

„Aber er ist trotz allem ein Christian, und die Christiane sind seit Menschengedenken Deemster gewesen.“

„Ist's denn der einzige Christian, der lebt?“ fragte Cäsar.

„Zimmer zu, Räthe; drehe nur weiter.“

„Meinen Sie, Mr. Philipp? Segen den will ich gar nichts sagen,“ erklärte der Postbote.

„Das würde man auch in diesem Hause nicht dulden,“ erwiderte Cäsar.

„O, ein waderer, feiner Herr, und ganz ohne Stolz,“ fuhr der Postbote fort. „Leutselig mit dem gemeinen Mann und macht sich's auch nicht bequem. Ich habe nichts gegen ihn, gewiß nicht; nur ein bißchen jung für 'nen Deemster — oder nicht?“

„Zimmerhin älter als der junge Ballawhaine,“ meinte John, der Küster.

„Nur zu, Mädchen, fehlt es dem Drehzeug an Oel? Ei, so hilf nach, so hilf nach,“ sagte Cäsar.

„Sein Vater war vor ihm zum Deemster bestimmt,“ erklärte John, der Küster. „Er würde es sicher geworden sein, hätte er nicht den Fehler begangen, jenes Mädchen zu heiraten. Sie ist aber nun tot, und was ist da natürlicher —“

Das Seil drehte sich nicht weiter, und von dem fernen Ende her klang Räthens Stimme. „Weil die Mutter tot ist, nicht wahr?“ fragte sie mit schwerer Zunge.

„Sie hätte schon vor dem Vater hinüber gehen sollen,“ sagte der Küster.

„Und darum,“ fuhr Räthe fort, muß er Gott preisen, daß sie wenigstens jetzt nicht mehr am Leben ist.“

„Das Mädchen braucht einen Doktor,“ murmelte Zonaique.

„Der Mann konnte die Frau nicht zu sich emporziehen,“ fing der Küster aufs neue an. „Das ist ja immer so . . .“

„Natürlich!“ sagte Räthe mit bitterem Hohn.

„Ja, will keineswegs sagen, daß es allein ihre Schuld war.“

„Nehmt sie nicht in Schutz,“ sagte Räthe hart. „Sie ist tot und vergessen, und deshalb hat ihr Sohn ja jetzt Aussicht, Deemster zu werden.“

„Das hat er,“ rief Cäsar dazwischen, „und nicht nur zweiter, sondern mit der Zeit auch erster Deemster. So drehe doch weiter!“

Räthe lachte laut auf. „So führt's doch auch fort, wenn ihr einmal angefangen habt,“ schrie sie. „Erst wird er Deemster Christian, dann Sir Philipp Christian, dann Lord Christian“

und dann . . . Doch ihr sprecht Unsinn und seid nichts als leere Schwäher. Niemand denkt daran, Philipp Christian zum Deemster zu machen, er hat weder Hoffnung noch Aussicht, es zu werden, und wird sie nimmermehr haben, des bin ich überzeugt.“

Sie warf das Drehzeug auf den Fußboden und stürzte zur Mühle hinaus, indem sie in krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

„Dr. Lucas leistet Wunder bei Frauen und jungen Mädchen,“ sagte Zonaique.

„Da stehst noch der Rosß dahinter!“ murmelte Cäsar.

„Und er wird sie noch 'rumkriegen,“ sagte der Briefträger.

„Lieber will ich sie tot sehen,“ rief Cäsar. „Sie würde in den Rachen des Satans und den Schlund der Hölle fahren.“

Das Räthe, während sie Philipp bis zur Klaferei liebte, die erste sein sollte, ihn herabzusehen und zu verunglimpfen, war die Folge einer fast wahnsinnigen Angst; denn sie wußte nur zu gut, wie es um sie stand. Es handelte sich nicht nur darum, daß Philipps Erfolg sie von einander trennte, daß sich, was Herkunft, Sitten, Brauch und Lebensgewohnheiten betraf, ganze Welten zwischen sie legten. Was die Lage des Mädchens so ergreifend machte, war nichts Zufälliges.

Sie hatte dieselben Leidenschaften wie Philipp, sie wurde von derselben Liebe bewegt. Aber sie war nicht frei — das war nur Philipp. Auf Philipps Willen, auf Philipps Wort mußte sie warten. Sie sah, wie Philipp sich von ihr loszumachen suchte; aber sie konnte nicht nach ihm greifen, um ihn festzuhalten; sie konnte nicht zuerst sprechen, sie konnte nicht sagen: „Ich liebe Dich, bleibe bei mir!“ Sie war ein Weib, nichts als ein Weib! Wie elend, ein Weib zu sein! Was für ein grausames Geschick! —

Doch da kam ihr zugleich ein lieber, köstlicher Gedanke! Er stahl sich ihr gerade ins Herz, als der Aufruhr darin sie fast zu töten drohte. Es war trotzdem etwas Herrliches, ein Weib zu sein — etwas Großes, etwas Liebliches und Begehrntwertes. Den König zu beherrschen, wenn man dessen Sklavin ist, war beglückender, als der König selbst zu sein.

Räthe gelobte sich, daß Philipp sie niemals verlassen sollte, was auch kommen mochte.

XX.

Am Tage, wo auf der Insel Man die Ernte vollends eingebracht worden ist, giebt der Bauer seinen Leuten und den Nachbarn, die ihn beim Schneiden und Einheimen geholfen, ein Abendessen. Dieses Festmahl, das unter schönen alten Gebräuchen stattfindet, wird die Messiah genannt. Der Pfarrer wird dazu eingeladen, und wenn man einen hochgestellten Mann zum Freunde hat, der sich ungezwungen zu benehmen weiß, so fordert man ihn gleichfalls auf, zu Gaste zu kommen. Cäsars Messiah fand eine Woche nach dem Seildresen in der Mühle statt, und teils um Räthe zu strafen, teils um sich selbst zu ehren, bat er Philipp, daran teil zu nehmen.

„Er wird kommen,“ dachte Räthe mit geheimer Freude, „ich bin gewiß, daß er kommen wird.“ In dieser Zuversicht ging sie, als der Tag der Messiah kam, hinauf in ihr Zimmer, sich zu dem Fest anzuleiden. Es galt an diesem Tage, Philipp zu gewinnen oder ihn auf immer zu verlieren. Es würde für sie der Tag des Gerichts sein, sie fühlte es. Alles stand auf dem Spiel, und sie wollte kämpfen auf Leben und Tod. Es war der Entscheidungskampf zwischen allen Sägungen des Herkommens, dem ganzen Netzwerk weiblicher Sitte, der untergeordneten Stellung des Weibes — und einem armen Mädchen.

Sie fing an zu weinen, doch, ihre Traurigkeit niederkämpfend, wischte sie sich die Thränen aus den glänzenden Augen. Was brauchte sie denn zu weinen? Philipp wollte sie ja selbst gern lieben, und das sollte und mußte er auch.

Es war ein prachtvoller Tag und noch nicht später als zwei Uhr. Nancy hatte das Geschirr aufgewaschen, das Feuergerät war gepuht, die Stiefel standen neben den vorrätigen Peitschen auf dem Wandbrett; gleich den Köpfen über einem Stadthor hingen die alten Hüte rings an den Wänden der Küche, der Kaminteppeid war ausgebreitet, der Lort lag geschichtet auf dem Herde, der Kessel am Haken sumnte und das ganze Haus hielt sein Mittagsläschen.

Von Räthens Schlafstube konnte man in den Obstgarten, und über den Hof hinweg in die Bergschlucht blicken. Sie konnte sehen, wie der Gerstenhaufen im Schober wuchs, und wie der beladene Wagen den Thalweg herab kam. Der Treiber saß himmelhoch über dem Pferde, jetzt war der Wagen

halb verdeckt und nahm sich plötzlich ganz klein wie eine Schnecke aus unter der riesigen Ladung; sie sah auch jenseits der Wiese und der Bischofsbrücke die Felder, auf denen gearbeitet wurde und die mit Garbenhaufen und deren Schatten so gestipfelt waren, wie die mit Buckeln beschlagenen Thüren der alten Schlösser.

Als sie ihr dunkelblaues Kleid abgeworfen hatte, um sich zu waschen, waren Arme, Schultern und Nacken bloß. Sie erblickte sich so im Spiegel und lachte vergnügt. Die Jahre hatten sie zu vollerer Entwicklung gebracht. Sie war schön, das wußte sie. Und Philipp wußte es auch; es sollte ihm aber heute noch klarer werden als je zuvor. Sie kreuzte ihre runden Arme über dem schwellenden Busen und ging auf dem schafledernen Fußteppich der kleinen Stube unter der niederen Decke von Lorfmoos auf und ab, in der Freude blühender Gesundheit und bewußter Lieblichkeit. Dann begann sie, sich anzuziehen.

Sie zog aus einem Schubfach zwei Paar Strümpfe hervor, ein Paar schwarze und ein Paar rote und wog mit ernster Wichtigkeit ihre Vorzüge gegen einander ab. Die roten erhielten den Preis — und nun kam die Reihe an die Stiefel. Da gab es vor allem ein hohes neues Paar mit unzähligen Knöpfen und Klappen an der Spitze, die wie zwei Blumen ausahen und so zierlich wie die Manschetten eines Handschuhs waren. Sie versuchte sie an, bog sie vor und zurück, leistete aber mit einem Seufzer darauf Verzicht zu Gunsten einfacher Schuhe, die nur bis an die Knöchel reichten und mit schmalen Bändern gebunden wurden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vulkanansbrüche und Wetter.

Zu diesem Jahre will's und will's nicht Frühling werden. Während sonst schon im März die Frühlingsboten kommen — am 21. März erreicht die Sonne das Zeichen des Widlers und astronomisch wird der Frühling von diesem Tage an gezählt — haben wir diesmal noch tief im Mai Stürme mit Hagel und Schnee, zerstörende Gewitter, auf welche die erhönte Wärme nicht folgt, bittere Kälte, die den Ausflug ins Freie verwehrt und uns zum warmen Ofen zwingt. Und wenn noch wenigstens winterliche Kälte herrschte; dann wüßte man doch, daß eben der Winter da ist mit Frost und Eis, auf den man sich einrichtet; aber dieses nachfolte feuchte Wetter, das nicht Winter, nicht Sommer, auch kein Frühling ist, das ist rein zum Verzweifeln; solch Wetter läßt man sich wohl als einen kurzen Uebergang vom Winter zum Frühling, bedingt durch den Kampf der aufsteigenden Sonne gegen die kalten nördlichen Winde, gefallen, in diesem Jahre scheint es aber überhaupt nicht weichen zu wollen.

Als am 14. April jenes furchtbare Unwetter hereinbrach, das einen Teil von Berlin vollständig unter Wasser setzte, da hoffte man allgemein, daß damit der Frühling endgültig seinen Einzug gehalten, den Winter völlig verjagt habe. Aber die sehnlichst erwartete Wärme kam nicht. Statt dessen brachte uns drei Wochen später der Telegroph die Kunde, daß auf der andren Seite der Erde, jenseits des großen Weltmeeres, ein entsetzlicher Vulkanansbruch stattgefunden habe, durch den eine blühende Stadt vollständig vernichtet, 40 000 Menschen in einem Augenblick dahingerafft seien. Und seitdem ist kein Tag vergangen, an dem nicht von weiteren vulkanischen Erscheinungen, Erdbeben und Eruptionen berichtet wird. Der Mont Pelée auf der kleinen Antilleninsel Martinique ist in andauernder Thätigkeit, am 20. Mai erfolgte ein zweiter, noch gewaltigerer Ausbruch, und es scheint fast, als ob die ganze Insel zerstört werden soll. Auch die Vulkane auf den andren Antillensinseln — diese ganze Inselgruppe, die das Karaische Meer umkränzt ist vulkanischen Ursprungs und reich an Vulkanen — zeigen eine stärkere Thätigkeit; am meisten tobt auf der Insel St. Vincent der Berg Soufrière, der 25 Meilen vom Mont Pelée entfernt ist, und droht den Bewohnern von Kingston das Schicksal von St. Pierre zu bereiten. Und die vulkanische Thätigkeit hat sich nicht auf die Antillen beschränkt, auch auf das amerikanische Festland hat sie hinfüßergreifen, von der Halbinsel Florida, aus Mittelamerika, aus Mexiko, laufen täglich Berichte über Erdbeben und Vulkanansbrüche ein. Zwar hat keiner wieder die Gewalt der Ausbrüche des Mont Pelée erreicht; doch vermag kein Mensch zu sagen, ob uns nicht noch furchtbarere Katastrophen bevorstehen.

Je unerwarteter der verheerende Ausbruch auf Martinique kam, je andauernder sich die vulkanische Thätigkeit zeigt, und je länger andererseits die ganz anormale Witterung bei uns anhält, desto begreiflicher ist es, wenn beide Erscheinungen in Zusammenhang gebracht werden. Es ist ja ein natürliches Streben des menschlichen Geistes, die Welt einheitlich zu begreifen; wo nun, wie hier, die näheren Erklärungsgründe noch fehlen, da genügt schon die längere Zeit andauernde Anormalität, um den Versuch zu rechtfertigen, beide ungewöhnlichen Thatfachen oder vielmehr Reihen von Thatfachen aus denselben Ursachen zu begreifen oder auf einander zurückzuführen. Dazu kommt, daß die

Vulkanausbrüche manche Einzelheit zeigen, die an unsre Gewitterstürme erinnern; die Dampfvolken, welche der Krater beständig ausstößt, werden von grellen Blitzen durchzuckt, bei einer Besteigung, die am 16. Mai mehrere Personen unternahm, zeigte sich der ganze Berg elektrisch. Elektricität aber ist ein Zauberwort, welches bei vielen Leuten genügt, auch das Absonderlichste möglich erscheinen zu lassen. Bei unsren Gewittern spielt die atmosphärische Elektricität und die der Erde eine deutliche Rolle; bei den vulkanischen Ausbrüchen offenbaren sich ebenfalls elektrische Erscheinungen, vielleicht besteht also zwischen beiden ein Zusammenhang, der unsrer abnormes Wetter erklären kann. Dieser Gedankengang ist uns in diesen Tagen mehrfach begegnet.

Dazu kommen die großen Wetterpropheten, wie Herr Falb, welche das Wetter gleich auf ein ganzes Jahr vorher bestimmen und stets gläubige Anhänger finden, wenn sie einmal an irgend einem Orte auf ein ungefähres Zusammentreffen des angekindigten mit dem tatsächlichen Wetter hinweisen können. Herr Falb bringt auch theoretisch vulkanische Eruptionen mit Witterungserscheinungen in Zusammenhang; die Grundlage seiner Theorie besteht darin, daß der Mond nicht nur bei den Wassermassen, sondern auch im Luftmeere und im feuerflüssigen Innern der Erde Ebbe und Flut bewirke; geringere Gezeiten gehen von der Sonne aus. Wenn beide zusammenwirken, also zur Neumonds- und Vollmondszeit, haben wir einen sogenannten „kritischen Tag“, und an diesen Tagen muß irgendwo etwas los sein: Vulkanebrüche, schlagende Wetter, Stürme und Ueberschwemmungen, Erdbeben, Ausbrüche von Vulkanen usw. Falb erlaubt diesen kritischen Erscheinungen, sich um drei Tage zu verspäten und um drei Tage zu früh einzutreffen; somit hat er während jedes Mondumlaufs von 28 Tagen zweimal je sieben Tage, also im ganzen 14 Tage, für seine kritischen Erscheinungen reserviert. Es ist also dafür gesorgt, daß etwa die Hälfte aller Unwetter, Erdbeben usw. in das Bereich der kritischen Tage fallen und die Theorie glänzend bestätigen; von der andern Hälfte, die auf andre Tage fallen und der Theorie widersprechen, macht man kein Aufhebens.

Von unsrer Wetter und seine Aenderung in erster Linie abhängt, das ist der Luftdruck und seine Verteilung auf der Erdoberfläche. Im Gebiete eines hohen Luftdrucks, eines barometrischen Maximums, herrscht im allgemeinen heiterer Himmel und schönes Wetter, weil hier die Luft absteigt, sich erwärmt und dadurch trockener wird. Im Gebiete eines niedrigen Luftdrucks dagegen, eines barometrischen Minimums, ist die Luft in aufsteigender Bewegung begriffen, und deshalb herrscht hier die Neigung zur Wolkenbildung und zu Niederschlägen vor. Die Druckunterschiede in Verbindung mit den Temperaturdifferenzen bewirken die Bewegung der Luft, sie bedingen die Winde und damit die Aenderung des Wetters. Vergleicht man eine Reihe von Wetterkarten*) der aufeinander folgenden Tage miteinander, so bemerkt man deutlich, daß die Minima, die von Tag zu Tag ihren Ort wechseln, bestimmte Zugstrahlen einhalten, von denen sie im allgemeinen nur wenig abweichen. Auf der vermutlichen Weiterwanderung dieser Minima beruht die Wettervorhersage in erster Linie, wenn auch für jeden einzelnen Ort noch eine Reihe anderer Umstände in Betracht kommen. Mit Berücksichtigung aller Verhältnisse ist man im stande, mit einiger Sicherheit voranzusehen, wie sich die Druckverteilung auf einer Wetterkarte in den nächsten 24 Stunden verändern und das Wetter gestalten wird.

Ist man sich über die Grundlage unsres Wetters klar, so wird man die Frage, ob unser abnormes Frühjahr irgendwo durch einen Einfluß von den vulkanischen Ausbrüchen auf den Antillen her verursacht sein kann, unbedingt verneinen. Hand doch der erste große Ausbruch des Mont Pelée am 8. Mai statt, während wir schon seit dem 21. März auf den Eintritt des Frühlings, auf heiteren Sonnenschein warten. Anders liegt freilich die Frage, ob die andauernden Eruptionen, welche während des Mai vor sich gegangen sind und ihren Abschluß noch keineswegs gefunden haben, nicht doch den Zustand unsrer Atmosphäre erheblich beeinflussen können und somit einen Teil der Schuld an der Verlängerung des nachkalten Wetters tragen und eine weitere Verlängerung in Aussicht stellen.

Daß der Einfluß der vulkanischen Ausbrüche bis zu uns reicht, ist zweifellos. Nach Zeitungsmitteilungen hat sich das Wasser der Lepziger Quelle zur selben Zeit getrübt, als der Ausbruch auf Martinique stattfand, und dieselbe Beobachtung soll 1755 bei dem großen Erdbeben von Lissabon gemacht worden sein. Ich laim die Wichtigkeit dieser Meldung nicht kontrollieren; aber auch abgesehen davon sind deutliche Wirkungen wahrgenommen worden. An den verschiedensten Stellen der Erde befanden sich Stationen mit empfindlichen Apparaten, sogenannten Seismometern (Bebenmessern), die auf jede kleine Schwankung des Bodens reagieren, und durch deren Beobachtung festgestellt ist, daß die Erschütterungen der Erde, die sich in Erdbeben und Vulkanausbrüchen offenbaren, rund um die ganze Erde fortpflanzen. Im allgemeinen sind die Erschütterungen bei nicht vulkanischen Erdbeben erheblich stärker, als

bei solchen, die im Anschluß an vulkanische Eruptionen vor sich gehen. Im geodätischen Institut zu Potsdam, wo solche Bebenmesser aufgestellt sind, hat man denn auch die Wirkung der Ausbrüche deutlich wahrnehmen können. Die gerade Linie, welche der Apparat bei ruhigem Stande der Erdoberfläche aufzeichnet, zeigte am 8. Mai früh um 1/24 Uhr (das entspricht der Zeit 1/211 Uhr abends am 7. Mai auf Martinique) die erste Zucke, welche einem Hin- und Herschwingen des Erdbodens in Potsdam um den 200. Teil eines Millimeters entsprach; ungefähr eine Viertelstunde später muß der entsprechende Stoß an seinem Ursprungsort stattgefunden haben; denn 14 Minuten braucht eine Erdbebenwelle, um sich von den Antillen bis nach Berlin fortpflanzen. Nach kurzen Zwischenräumen folgten weitere Stöße, bis der Erdboden allmählich in eine fortdauernde Bewegung geriet. Kurz vor 1/45 findet sich der Hauptstoß verzeichnet, und zwar besteht er aus 5 größeren Wellen, die eine Bodenverschiebung von fast einem halben Millimeter anzeigen; dann nahmen die Bewegungen ab und erlöschten nach 1/2 Stunden völlig.

Beobachtungen derselben Art sind jedenfalls auch auf andren Stationen gemacht worden; aber diese Bewegungen der Erde, die nur mit den feinsten Instrumenten noch nachweisbar sind, haben sicherlich keinen Einfluß auf die Bewegungen der Luft. Allerdings ist es sehr wahrscheinlich, daß ein vulkanischer Ausbruch ganz direkt die Luftbewegung beeinflusst. Die feurigen Dämpfe, welche ausgeschleudert werden, müssen das atmosphärische Gleichgewicht erheblich stören, und diese Erschütterungen der Luft können sich ebenfalls rund um die Erde fortpflanzen. So wurden 1883 bereits zehn Stunden nach dem gewaltigen Ausbruch des Krakatoa in Berlin plötzliche Schwankungen des Barometerstandes um 1/2 Millimeter beobachtet, die das Hinsinken einer mächtigen Luftwelle über Berlin und Deutschland anzeigte. Diesmal ist eine solche Beobachtung nicht gemacht worden; der Ausbruch stand also jenem vor 19 Jahren stattgehabten an Mächtigkeit erheblich nach.

Neben der plötzlichen Erschütterung der Luft werden bei der fortgesetzten Thätigkeit der Vulkane auf den Antillen und in Mittelamerika jedenfalls auch andauernde aufsteigende Luftströme verursacht, die jene Gegend zu einem fortgesetzten Minimumgebiet machen. Daß aber diese Minima bis Europa fortschreitend sich noch sehr wirksam erweisen sollten, ist wenig wahrscheinlich; ihr Einfluß verringert sich naturgemäß mit der Entfernung vom Ausgangspunkt.

Dagegen werden wir vielleicht andre Spuren der Vulkanausbrüche in der Atmosphäre wahrnehmen, die allerdings das Wetter kaum beeinflussen dürften. Die gewaltigen in die Luft geschleuderten Aschen- und Staubmassen können eigentümliche Lichterscheinungen hervorrufen. Nach dem Ausbruch des Krakatoa, der am 27. August 1883 erfolgte und fast 50 000 Menschenleben vernichtete, zeigten die Sonne und der Mond ganz außergewöhnliche Ringerscheinungen, die sich durch Lichtbrechungen an den feinen Staubteilchen in der Luft erklärten. Diese Staubmassen verbreiteten sich über die ganze Erde und veranlaßten überall merkwürdige Färbungen des Himmels. Die dichteren Staubmassen senkten sich zuerst; in feinerer Verteilung schwebte der Staub aber noch jahrelang in der Luft. Vom Jahre 1887 an sah man in Höhen von 80 Kilometern die sogenannten leuchtenden Nachtwolken aufsteigen, die man als von den Resten des Krakatoa-Staubes hervorgerufen ansieht. Sie wurden von Jahr zu Jahr schwächer und verschwanden schließlich in der Mitte der neunziger Jahre. Ähnliche Erscheinungen haben wir vielleicht auch jetzt zu erwarten, wenn auch — der geringeren Kraft des Ausbruchs entsprechend — in geringerem Maße. Auf das Wetter werden sie kaum einen Einfluß ausüben.

So können wir denn trotz des Wälens der elementaren Gewalten jenseits des Atlantischen Oceans erwarten, daß bei uns die Sonne endlich Herr wird über die Nachwehen des Winters, und wir wollen hoffen, daß uns ein schöner Sommer und Herbst für den nachkalten Frühling entschädigt. —

Bruno Vorhardt.

Kleines Feuilleton.

bl. Die Korallenkette. „Vielleicht hast Du sie doch im Garten verloren,“ meinte Else. „Kommi doch, wir wollen einmal nachsehen.“

„Ich habe sie nicht im Garten verloren, laß mich zufrieden mit dem Garten.“ Lisa stampfte mit dem Fuß auf. „Ich habe sie gestern abend wie alle abend auf den Waschtisch gelegt, ich laim es beschwören.“

„Ach, es ist ja auch gar nicht dran zu zweifeln: Marie hat sie gestohlen,“ sagte Frau Hegewald.

„Ne, Lante, das laim ich nicht glauben.“ Else schüttelte den Lockenkopf. „Marie, die immer so harmlos und bescheiden war; ich glaube doch, die Kette liegt irgendwo im Garten.“

„So, jetzt hör' aber auf vom Garten!“ Lias Augen funkelten zornig. „Ich sage es Dir zum letzten Mal, ich habe sie gestern abend auf den Waschtisch gelegt.“

„Du laimst Dich ja aber auch irren, Confinchen; wenn ich mir's überlege, ich könnte auch schwören, Du hast sie nicht mehr umgehakt, als wir beide schlafen gingen. Und jetzt gerade: wo das Schloß schon ohne mich entzwei war.“

„Wenn Lisa sagt, sie hat sie auf den Waschtisch gelegt, hat sie die Kette auch auf den Waschtisch gelegt.“ schnitt Frau Hegewald jede weitere Erwörterung ab.

*) Es sind das kleine Landkarten, auf welchen die Linien gleichen Luftdrucks (Isobaren) eingezeichnet sind, so daß die Gebiete des höchsten und tiefsten Druckes (Maxima und Minima) ins Auge springen; außerdem ist bei jeder Station die dort herrschende Temperatur, Richtung und Stärke des Windes und Zustand der Bewölkung angegeben.

„Und warum ist Marie denn weggegangen?“ maulte Lisa.
 „Na eben,“ kam ihr die Mutter zu Hilfe, „wenn sie noch hier geblieben wäre! Aber kaum daß sie merkt, man hat Verdacht auf sie, läuft sie heimlich aus dem Dienst. Das ist schon bezeichnend.“
 „Wenn sie sich nur nichts anthut,“ meinte Else etwas ängstlich, „so aus gekränktem Ehrgefühl —“, aber Frau Hegewald und Lisa lachten hell auf.

„Thu Du Dir nur nichts an,“ höhnte Frau Hegewald. „Gekränktes Ehrgefühl beim Dienstmädchen, das wäre das Neueste! Das scheint mir überhaupt 'ne ganz Abgefeymte zu sein, diese Marie. Bescheiden und nett ja wohl; die Jungfrau mit den Taubenaugen und heimlich stiehlt sie Korallenketten; ich werde mal meine silbernen Löffel zählen, ob die noch alle da sind.“

„Man müßte bei ihrer Mutter Haussuchung halten lassen, die steckt entschieden mit dahinter.“

„Wollen mal 'n Schutzmännchen hinschicken,“ schlug Lisa vor.
 „Der würde wahrscheinlich was finden! Denkst Du, die Gesellschaft bringt ihren Raub nicht in Sicherheit?“

„Nun ich suche doch noch mal im Garten,“ sagte Else und stand auf. „Ich werde mal die Vergißmeinnichtbeete durchsuchen, am Ende ist sie Dir hineingerutscht da beim Pflücken, und — aber hört doch, es klingelt!“ Sie unterbrach sich und horchte auf.

Lisa lief um zu öffnen, etwas verlegen kam sie zurück: „Mama, es ist die Marie mit ihrer Mutter.“

„So? Die?“ Frau Hegewald erhob sich würdevoll.

„Na laß sie nur 'reintommen.“

„Ich gehe also nach dem Garten!“ rief Else und huschte hinaus.

Eine schwächliche verkümmerte Frau und ein junges Mädchen mit rotgeweinten Augen kamen näher. Das Mädchen wollte an der Thür stehen bleiben, die Mutter schob sie aber vorwärts. Mit kurzem Gruß und raschen Schritten ging sie geradenwegs auf Frau Hegewald zu: „Ich wollte man mal hören, was denn das heißen soll; jnädige Frau, das geht doch nicht, daß Sie mir meine Diebe zu 'ner Diebin machen wollen, und wo sie die Kette nich gestohlen hat, und sie hat noch nie nicht gestohlen, jnädige Frau, und denn sie die Kette von's Kleene Fräulein hat, das is einfach nich wahr.“

„Das hat auch noch kein Mensch behauptet.“ Frau Hegewalds Stimme klang sehr von oben runter.

„Ich hab' ihr nur gesagt, sie soll sie wieder anschaffen,“ fiel Lisa eifrig ein. „Ich hab sie auf den Waschtisch gelegt und es ist kein Mensch im Zimmer gewesen, außer Ihrer Tochter; und es ist ganz klar, daß kein andrer Mensch sie da weggenommen hat, wie Ihre Tochter. Ich habe nicht gesagt, sie hätte die Kette gestohlen, ich hab' ihr nur gesagt, sie soll sie mir wieder besorgen.“

„Na, wo ich sie doch aber nicht hab,“ schluchzte Marie auf, „und die jnädige Frau hat gesagt, 's wären Hausdiebe hier, und ich hab ganz gut gemerkt, daß sie mir meinen und bezahlen soll ich se auch, sagt das Fräulein und — und — und —“ ihre Stimme brach in Schluchzen ab.

„Und Sie denken wohl, wir verstehen denn alles nicht?“ Marias Mutter geriet in Empörung. „Wir verstehen denn ganz jut, jnädige Frau. Aber gefallen lassen wir uns nicht, wir sind ehrliche Leute und meine Tochter ist 'n ehrlichen Mädchen und nimmt nicht, und zu 'ne Diebin machen laß ich se nich und auch nich von Ihnen, jnädige Frau — und —“

„Und jetzt werden Sie gefälligst Ihren Mund halten.“ Frau Hegewald reakte sich empor. „Was, Sie wollen hier noch frech werden? Reden Sie lieber Ihrer Tochter ins Gewissen, daß die gesteht, wo sie die Kette hat.“

„Wo soll sie denn sein, wenn sie sie nicht hat,“ schrie Lisa.

„Hier ist sie,“ tönte Elses Stimme von der Thür her. Sie schlenkerte die Kette in der Hand: „Seht Ihr, sie lag in dem Vergißmeinnichtbeet, das Schloß war zerissen.“

Eine kurze Pause.

„Ist ja gut, daß sie wieder da ist“ — sagte Frau Hegewald endlich.

„Und denn woll'n Se meine Tochter zu 'ner Diebin machen?“ schrie Marias Mutter, noch immer hochentzündet. „Das ist doch einfach unerhört.“ Aber Frau Hegewald hielt sich die Ohren zu: „Jetzt thun Sie mir 'n Gefallen und machen Sie keinen Lärm mehr! Wir haben wirklich genug Aufregung gehabt heut vormittag. Marie gehen Sie an Ihre Arbeit! Solch Versehen kann schon einmal vorkommen. Im übrigen ist es doch wohl selbstverständlich, daß, wenn in einem Haushalt was wegstommt, der Verdacht zuerst auf das Dienstmädchen fällt.“ —

Medizinisches.

— Zur Heilwirkung des Sauerstoffes. In der letzten Sitzung der „Gesellschaft der Aerzte“ in Wien besprach Professor Dr. Gärtner ein neues Verfahren, um Sauerstoff in den tierischen, vielleicht auch in den menschlichen Körper einzuführen. Die „Neue Freie Presse“ berichtet über den Vortrag: Bekanntlich hat schon einer der Entdecker des Sauerstoffes, Priestley, im Jahre 1774 den Heilwert desselben erkannt. Anfangs wendete man „Sauerstoffwasser“ an, in welchem das Gas unter Druck gelöst war; später führte man die Einatmung des reinen Sauerstoffes ein, wie sie noch heute üblich ist. Das Gas wird aus Ballons unter mächtigem Druck in die Atmungsorgane des Kranken getrieben. So kann unter ärztlicher Ueberwachung dem Mangel des aller-

notwendigsten Lebensbedürfnisses, des atmosphärischen Sauerstoffes, begegnet werden; so kann in einzelnen Fällen die Zuführung des Gases sogar lebensrettend wirken. Es regt das Nervensystem an und verdrängt die Kohlensäure aus dem Blute. Deshalb wird es von Aerzten bei Schwäche- und Erschöpfungszuständen, bei Vergiftungen mit Kohlenoxyd oder Leuchtgas angewendet; speciell bei den letztgenannten Vergiftungen und bei Ingaltdfällen, welche Arbeiter in Erstickungsgefahr bringen, hat Sauerstoff gute Dienste geleistet. Professor Gärtner hat neuartige Versuche unternommen, um reinsten Sauerstoff direkt in das Blut des lebenden Tieres zu bringen. Wenn man Hunden, nachdem man sie mit Morphinum betäubt, narlotisiert hat, atmosphärische Luft in eine Schlagader oder in eine Vene bringt, so gehen sie sehr rasch zu Grunde; auch für Menschen ist das Eindringen von Luft in die Blutgefäße sehr gefährlich. Wenn man aber dem Hund reinsten Sauerstoff stundenlang in die große Halsvene pumpt, so daß das Gas bis ins Herz gelangt, so leidet das Tier gar keinen Schaden, Atmung und Herzschlag bleiben fast normal, und nach Abschluß des Versuches lebt das Tier weiter und zeigt gar keine Krankheitserscheinungen. Während also das Eindringen der atmosphärischen Luft in eine Vene Tod oder lebensgefährliche Zustände herbeiführt, wird das Einführen von reinstem Sauerstoff, auch in großen Mengen und während 60 Minuten und länger, anstandslos vertragen. Für etwaige praktische Verwendung ist folgender Versuch noch wichtiger: Ein Tier wird mit Kohlenoxyd vergiftet; es wird also eine der leider beim Menschen nicht seltenen Kohlenoxyd- oder Leuchtgasvergiftungen künstlich beim Tier erzeugt. Derartig behandelte Tiere sind dem sicheren Tode verfallen. Nunmehr wird dem Tiere Sauerstoff in die Vene eingeführt — es erholt sich, es atmet wieder! Die Einföhrung von Sauerstoff ins Blut wirkt demnach beim vergifteten Tiere lebensrettend. Nochmals muß betont werden, daß zwischen atmosphärischer Luft und reinem Sauerstoff ein diametraler Unterschied besteht: das Eindringen von Luft in die Blutbahn tödtet das Tier, das Eindringen von Sauerstoff auch in großen Mengen schadet ihm nicht und kann sogar sein Leben erhalten. Gärtner warf schließlich die Frage auf, ob man in besonderen, von einem oder mehreren Aerzten genau zu prüfenden Fällen reinen Sauerstoff auch in eine Hals- oder andre Vene des Menschen einföhren dürfe. Bei Erstickungsgefahr, wenn die Atmung nicht in Gang zu bringen ist, wenn alle andern Mittel verjagen, bei schweren Vergiftungen durch Kohlenoxyd- oder Leuchtgas wäre dieses neue Verfahren der Sauerstoff-Einverleibung zu versuchen. Auch beim sogenannten Scheintod des Neugeborenen, wenn das Kind nicht atmet und trotz aller Belebungsversuche kein Lebenszeichen giebt, könnte der Arzt die Einspritzung des reinen Sauerstoffes in eine Vene als letztes Mittel anwenden. Zahlreiche Tierversuche, welche an narlotisierten Hunden durchgeführt wurden, beweisen, daß Sauerstoff im Blute nicht schadet, ja, daß er dem vergifteten Tiere, welches sonst zu Grunde gehen müßte, das Leben erhält. Es wäre ein großer Fortschritt der Wissenschaft, wenn Sauerstoff im Blute auch Menschenleben, die sonst dem sicheren Untergange geweiht wären, retten könnte. —

Humoristisches.

— Proherci. Privatier Huber (im Café zu seiner Frau, die gerade gähnt): „Theres, mach' mir Dein Mund a'hörig auf, daß de neidischen Pröhlmeier'schen da drüb'n sehn, daß mer no' Goldplomben leist'n könnal!“ —

— Deplacierte Redensart. „Was halten Sie davon, mir wurde kürzlich geraten, recht oft Bäder zu nehmen und zwar abwechselnd teils kalte, teils warme?“

— Sm. für kalte Bäder kann ich mich allenfalls noch erwärmen, Dampfbäder dagegen lassen mich vollständig kalt!“ —

— Vosshaft. „Diese Humoreske habe ich einen Tag vor meiner Hochzeit geschrieben!“

„Man merkt es: Galgenhumor!“ —
 („Wegendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Deutsche Schillerstiftung hat Dr. Bruno Wille für sein Werk „Offenbarungen des Wachholderbaums, Roman eines Allsehers“, eine Ehrengabe von 1000 Mark verliehen. —

— Die Herausgabe der Werke des Mathematikers und Astrophysikers Friedrich Gauß, die von der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen veranstaltet wird, ist bis zum 9. Bande gediehen. Dieser Band enthält die geodätischen Arbeiten des Gelehrten. —

— Adolf Wilbrandts Lustspiel „Der Blumen Rache“ wurde bei der Premiere im Hamburger Schauspieltische abgelehnt. —

— Theodor Gerlachs Oper „Matteo Falcone“ geht am 6. Juni im Opernhause in Scene. —

— Der Tenorist Otto Marak, der eine Zeitlang am „Theater des Weltens“ thätig war, ist an die Wiener Hofoper engagiert worden. —

— 750 Vulkanen giebt es auf der Erde; etwa die Hälfte von ihnen ist noch thätig. —